

Nach der „letzten Ölung“

Dr. Walter Heim

155

Die Neuordnung der „Krankensalbung“ hat sicher wohltätige Auswirkungen, und die gemeinsamen Feiern – nicht nur in Lourdes – werden zu einem neuen christlichen Erlebnis für viele.

Andere halten am Brauch der „letzten Ölung“ (auch *sub conditione*) fest, natürlich nicht nur, aber doch auch, um in der Todesanzeige mindestens vermerken zu können: „versehen mit der hl. Ölung“. Denn bis heute wirkt in den Todesanzeigen ein gewisser sozialer Zwang mit hinein. Selbst bei kirchlichen „Saisonniers“ beginnt man sich zu fragen, was denn mit dem Verstorbenen passiert oder was mit seinen Angehörigen los sei, wenn nicht vermerkt ist: verstorben mit den „Tröstungen unserer Religion“, „wohlversehen mit den Sterbesakramenten“ u. ä. oder – wie gesagt – mindestens „versehen mit der hl. Ölung“. Zu stark sitzt der lange und systematisch eingepfachte Schrecken vor dem „jäh und unversehenen“ Tod und seinen Folgen – wobei dann volkstümliche Vorstellungen vom Schicksal der „armen Seelen“, z. B. durch ruheloses Umgehen von „unversehen“ Gestorbenen, ins Spiel kommen – noch im „Volksbewußtsein“, namentlich der über die Wandlungen in Pastoraltheologie und -praxis weniger Unterrichteten.

Damit mag auch zusammenhängen, daß der Priester da und dort – wie es heißt – weniger ans Sterbebett oder zu Unglücksfällen gerufen werde als früher. Die Ursachen sind vermutlich sehr komplex.

1. Eine übertriebene Angst, „ohne priesterlichen Beistand“ zu sterben, mag bei bewußt christlich lebenden Menschen eher abgeklungen sein, besonders, wenn sie die Krankensalbung bereits ein oder mehrere Male erhalten haben.
2. Der Priestermangel macht es schwieriger, einen Geistlichen zu erreichen, und Laienseelsorger und Seelsorgehelfer – oder ganz einfach hilfreiche Laienchristen – haben im Volksbewußtsein noch nicht den gleichen „Stellenwert“; also läßt man es einfach sein.
3. Man (d. h. die Angehörigen) findet, mit der Krankensalbung sei ja nun alles „in Ordnung“ und weiteres erübrige sich.
4. Der Glaubensschwund oder eine stark akzentuierte „horizontale“ Auffassung des Christentums, die mit den Sakramenten, „Sakramentalien“, Sterbezeremonien usw. nicht viel anzufangen weiß.
5. Der Bruch mit der Tradition (Brauchtum) der „letzten Ölung“. Dieser ist bei „Volkschristen“, namentlich wenn ihre religiöse Praxis über einige brauchtmäßige Verhaltensweisen (und Anschauungen) und einige wenige Berührungen mit der „kirchlichen Praxis“ nicht hinausgeht, wohl nicht gering zu veranschlagen.

In solchen Kreisen wurde das „Auströsten“ durch den Priester – wie auch Taufe, „Erste Kommunion“, Firmung und Hochzeit – brauchmäßig, aber auch als religiöse „Absicherung“ in den wichtigen Übergangszeiten des Lebens („rites de passage“) vielleicht noch höher bewertet als bei praxisnahen Christen. Das „Versehzeug“ („Versehgarnitur“) wurde in noch einigermaßen dem Christen-

tum verbundenen Familien getreulich aufbewahrt, gehegt und vererbt, genoß selber Achtung und Verehrung als „religiöser Hausschatz“.

Trotz der eindrucklichen Feierlichkeit, mit welcher das Viaticum zu den Sterbenden getragen und ihnen gespendet wurde, prägte sich offenbar viel stärker die „letzte Ölung“ – als außerordentliches Sakrament und Zeremonie – als Inbegriff des „Auströstens“ ins Bewußtsein ein.

Mit dem Sinn der neuen Praxis sind jene vertraut, die „praktizieren“ und somit in der Unterweisung des Gottesdienstes und sonstigen Bildungsgelegenheiten unterrichtet wurden. Die anderen aber haben vielleicht gehört, oder in einer verkürzten Zeitungsnotiz gelesen oder im Radio oder Fernsehen einen Brocken aufgeschnappt, daß es die „letzte Ölung“ nun nicht mehr gebe (die durchschnittliche religiöse Bildung ist ja heute wirklich sehr oberflächlich und bruchstückhaft). Also läßt man es dann eben – vielleicht mit einigem Zorn – sein. Mit der Zeit werden auch die genannten Hinweise in den Todesanzeigen verschwinden, der „soziale Zwang“ ist weg, man stirbt, wie man stirbt.

Dies ist natürlich doppelt schade in einer Zeit, wo von der „Thanatologie“, Psychotherapie, klinischen Psychologie usw. her immer dringender verlangt wird, daß man die Menschen mit „terminaler Krankheit“ nicht sich selbst überlassen dürfe, sondern mitmenschlich begleiten müsse, besonders im Tode. Man kommt damit in machem wieder auf die Praxis des alten Sterbebrauchtums zurück, das einen Sterbenden vom „Totenbett“ bis zu den Jahresgedächtnissen (und heute zu den Weihnachtslichtern auf den Gräbern!) in mitmenschlicher Gemeinschaft (wenn auch manchmal etwas psychologisch wenig feinfühlig!) umfing.

Gerade von der Psychotherapie her wird dabei betont, daß auch die geistig-seelische Hilfe nicht fehlen darf. Es wäre deshalb schade, wenn der Bruch mit der Tradition der „letzten Ölung“ zu einem Vacuum führen würde! Infolgedessen wird auf allen irgendwie möglichen „Kanälen“ die Bedeutung des Viaticums einzuprägen sein, ebenso der seelsorglichen Hilfe für „terminale Kranke“ und Kranke überhaupt. Wenn die „Kommunionhelfer“ oder andere Seelsorgehelfer konsequent in diese Aufgabe eingeschaltet werden, aber auch „unbeamtete“ Christen ihre Verpflichtung, die Kranken zu besuchen, im Geiste mitmenschlicher Seelsorge wahrnehmen – und neben den Blumen auch an „geistliche Gaben“ denken! –, wird sich die gemütsmäßige (und teils abergläubische) Konzentration auf den Priester – mit der Gefahr eines totalen Bruches mit der Religion bei seinem Fehlen – doch langsam im Sinne der Hochschätzung der Kranken- und Sterbehilfe durch Laien verändern.*

* In kommunistischen Ländern hat man festgestellt, daß die offiziellen „Totenbestatter“ langsam auch zu Vertrauenspersonen in Alter und Krankheit werden (auch in katholischen Gebieten, wo Priester nur mehr schwer zu erreichen sind).